

Die Entscheidung

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633468>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 1
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
5. Januar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Der Strom.

Von E. H. Leibundgut.

Und weiter rauscht der Ewigkeiten Strom — —
Ihn kümmert nicht, ob deiner Sehnsucht Dom
In Drang und Troß hinauf zum Himmel greift,
Ob still in dir der Seele Wunder reift,
Ob du voll Jubel, weil dein Tagwerk glückt, —
Ein brennend Leid dich in die Dornen drückt,
Ob du geborgen gehst in Schicksals Gunst und Gnad,
In dumpfem Zweifel weinst auf irrem Pfad —

Ob heller Schein in all dein Tun dir lacht,
Dein Herz versinkt in Finsternis und Nacht —
Der Strom rauscht weiter. — Deines Lebens Zeit
Ist ihm auf kurze Strecke nur Geleit. —
Er trägt dein Lachen, deines Weinens Weh
Im Wirbelspiel zur uferlosen See. —
Du, selber eine Welle, sinkst ins Meer,
Still wird dein Weg — und deine Stätte leer.

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 1

I.

Das Landstädtchen brütete in der Sommerhitze. Die Häuser hielten Mittagschlaf. Kein Schatten schob sich durch die Straßen, keine Ladenglocke schrillte. Mit dem Wasser eines Brunnens spielte still versonnen ein Kind. Die Stadtbauern waren auf den Feldern, sie machten die Mehrzahl der Bewohner aus. Ein Zug fuhr in die Station ein und prustete hinter einem Weißdornhag ins Weite.

Eine Dame in mittleren Jahren war ausgestiegen und schritt, sich mit dem Taschentuch leicht zuzüchelnd, rasch ins Städtchen hinein. Sie trug ein Kofferchen in der Hand, wie man es mitnimmt, wenn man für einen Tag oder zwei auf Besuch geht. Sie schien sich halb auszukennen. Vor einer steinernen Haustreppe mit beidseitigem Geländer blieb sie stehen, richtete den Blick auf das kupferne Schildchen neben der Tür und stieg die Stufen empor. Sie las, um sich ganz zu versichern, aufmerksam die Inschrift des Schildchens, atmete tief ein und drückte auf den Klingelknopf. Innen wurde das Schloß durch einen Zug von irgendwoher geöffnet. Die Dame trat ein. Apothekergeruch wehte ihr entgegen. Sie zog ihn stoßweise in die Nase ein, gewissermaßen, um ihn auf seine Bestandteile zu untersuchen. Ja, es war die Luft eines richtigen Land-Doktorhauses. Vom obern Stoß trippelte eine Jungfer herab. „Sie wollen den Herrn Doktor sprechen? Er ist vor einer halben Stunde gerufen worden, muß aber bald zurückkommen. Hier, rechter Hand, ist das Wartezimmer. Darf ich bitten!“

Die Dame zögerte. „Ich bin eigentlich...“ begann sie, machte den Satz aber nicht fertig und trat ein. Die Türe wurde hinter ihr geräuschlos zugezogen, es herrschte Feierlichkeit in diesem Doktorhaus. Die Dame stellte ihr Kofferchen neben einen Stuhl und schaute sich im Zimmer um. „Noch ganz, wie ich es eingerichtet habe! Der Blüsch der Möbel schon ein bißchen verblaßt. Man sollte für dergleichen nie Blau wählen.“ Sie setzte sich und musterte die Zeitschriften, Witzblätter und Prospekte von Bädern und Luftkurorten, die auf einem Tisch durcheinander lagen. Sie überzeugte sich, daß es etwas alter Plunder war, und fragte sich: „Wo er wohl das abgegriffene Zeug erstanden hat? Viel hat er es sich nicht kosten lassen. Ich hätte auch an das denken sollen.“ An der Wand hing ein Doktordiplom in einen braunen schmalen Rahmen eingefast. Sie trat hinzu und las das tönende Latein der Urkunde, ohne etwas davon zu verstehen, bis sie auf den Namen Albertus Niederer stieß, der ihr in der halb-lateinischen Mastierung ganz fremd vorkam. „Albertus“, sagte sie laut, und dann nochmals, fast gebieterisch, als ob sie jemand rief: „Albert!“ Daß er nicht da war, ängstigte sie, es war ihr ein übles Zeichen. Wäre es nicht klüger, gleich wieder zu gehen? Wie, wenn er gerade seinen bösen Tag hatte? Es war dumm von ihr, ihm ihr Kommen nicht anzukündigen. Sie hatte ihn überraschen wollen und lächelte nun über den kindischen Plan. Sie setzte sich wieder. Ihr gegenüber, über dem Sofa, mit dem obern Rand stark von der Wand abstehend, hing ein

Spiegel in Goldrahmen, sie brauchte nur den Blick zu erheben, um sich darin zu sehen, und sie hatte der Versuchung schon mehr als einmal nicht widerstehen können, obwohl sie sich sonst von Spiegelverliebtheit frei wußte. Sie kam sich unter dem eigenen forschenden Blick gealtert, müde vor. Sie zog die Handschuhe von den Fingern. Nun, die Hände wenigstens waren noch jung wie damals, als ihr Spiel Albert stundenlang festhielt. Man sah es ihnen an, daß sie auf dem Klavier zu laufen und zu tanzen verstanden. Wie es durchgeistigte Gesichter gibt, so gibt es auch durchgeistigte Hände.

Die Haushälterin streckte den Kopf zur Tür herein: „Sie müssen lange warten, Fräulein. Hoffentlich haben Sie keine Zahnschmerzen!“

„Zahnschmerzen? Nein!“ erwiderte die Dame belustigt und ließ ihre blanken Zahnreihen durch die Lippen schimmern. „Ich komme überhaupt nicht zu einer Konsultation. Es ist nur ein kurzer Besuch, den ich dem Herrn Doktor machen will!“

Ueber das Gesicht der Haushälterin glitt die Enttäuschung und hinterher die Neugierde. Sie trat nun ganz in das Zimmer: „Aber warum setzen Sie sich nicht. Stehend warten dauert doppelt so lang wie sitzend warten.“

„Und allein viermal so lang als zu zweien. Wollen Sie mir etwas Gesellschaft leisten?“

„Eigentlich sollte ich nicht, aber wenn Sie es wünschen, warum nicht?“

Sie setzten sich.

„Er hat wohl viel zu tun, der Herr Doktor?“

„Ach, der Sommer ist etwas flau. Die Erntezeit der Aerzte ist der Winter, Dezember bis April.“

Die Dame lächelte: „Sie nennen's Erntezeit! Komisch!“

„Ja, wissen Sie, ich habe schon früher bei einem Arzt gedient, man nimmt gerne die Sprache seiner Herrschaft an. Sie sind eben auch Menschen, die Herren Aerzte, und müssen an ihren Magen denken.“

„Aber Herr Doktor Niederer spricht doch gewiß nicht von seiner Erntezeit?“

Die Haushälterin wurde etwas verlegen und sagte mit einer abwehrenden Bewegung der Hände: „Nein, was denken Sie! Er natürlich nicht. Er ist ein zu feiner Herr. Nun muß ich aber an meine Arbeit gehen, so ein Doktorhaus gibt furchtbar viel zu tun.“

„Das Wort Erntezeit hat sie natürlich von ihm“, dachte die Dame, und ein Viederanfang ging ihr durch das Ohr: „Es ist ein Schnitter...!“ Sie nahm einen grau eingebundenen, abgegriffenen Band vom Tisch und schlug ihn auf. Es war ein alter Jahrgang eines Witzblattes. „Achtzehnhundertsiebenundachtzig“, sagte sie vor sich hin, „sein und mein Geburtsjahr. Was für Witz hat man damals gemacht?“ Sie fing an zu lesen und die Karikaturen zu betrachten, legte den Band aber bald weg: „Wir sind in keinem wichtigen Jahr zur Welt gekommen, Albert und ich. Mir merkt man es an, sonst säße ich jetzt nicht hier.“ Es kamen ihr wieder Fluchtgedanken und sie warf einen Blick auf ihr Köfferchen. In diesem Augenblick hörte sie, daß ein Schlüssel rasch in ein Schloß gesteckt wurde und sich drehte. Sie rückte sich entschlossen zusammen und erhob sich, als hätte sie einer Gefahr zu trotzen. Schritte hämmerten

dart den Gang entlang. Eine Tür ging, sie hörte den trockenen Re der Schuhe in dem Zimmer nebenan und ein leises Pfeifen. Sie hustelte und dann nochmals, etwas lauter. Eine Tür ging auf, ein goldener Zwicker und ein brauner, spitz gestukter Bart schauten herein. „Ei sieh! du bist's, Olga? Welches Wunder! Wie kommst du hierher? Das ist aber schön von dir.“ Sie prüfte sein Gesicht: es war in zwei Teile geteilt, die untere Hälfte war freundlich, die obere streng, bewölkt.

„Ich wollte nur einmal sehen und hören, wie's dir geht“, erwiderte sie. „Mit Schreiben überläufst du dich nicht.“

„Ach, da ist eben nicht viel zu berichten. Gib mir vorläufig deine Hand und nun sehe dich.“

„Komme ich dir nicht ungelegen?“

„Welche Frage! Ich habe jetzt sozusagen Ferien, Hundsferien, oder eigentlich das ganze Jahr!“

„Du hast mir doch einmal geschrieben, die Praxis lasse sich gut an.“

„Ja, wie beginnen die Märchen? Es war einmal! Es hat sich mir ein Konkurrent in den Küchengarten gesetzt! Als ich vor zwei Jahren den langen Militärdienst leisten mußte, ließ sich ein sogenannter Kollege hier nieder. Er hatte leichtes Spiel. Mein Stellvertreter, ein eben aus dem Examen geschlüpftes Hühnchen, verstand nicht viel, und als ich wiederkam, hatte mir der Neue einen großen Teil meines Kohls weggeschnappt. Jetzt sind wir also unser zwei im Städtchen; einer hätte sein schönes Auskommen, zwei können nicht viel anderes tun, als sich über die Straße weg angähnen. Während der Grippezeit ging es ja noch, da konnte man wenigstens von Weihnachten bis Ostern ernten. Aber jetzt: Wenn es so weiter geht, muß ich mich nach einer andern Praxis umsehen. Rosige Aussichten, nicht? Und das in den besten Jahren!“

„Ich dachte mir halb, es gehe dir nicht gut. Drum bin ich gekommen. Deine Briefe wurden wirklich sehr selten und verrieten eine Verlegenheit und Zurückhaltung, eine, wie soll ich mich ausdrücken, durchfühlbare Verstimmung und Kühle...“ Ihre Lippen fingen an zu zittern und sie brach ab.

Er sprang auf. Der böse Zug hatte nun auch den Mund erfaßt. „Ja, es ist verflucht und verdammt! Da studiert und schuftet man, bis man dreißig ist, und nachher muß man froh sein, wenn man sich beim Frühstück ein paar Gramm Butter ohne Sorgen aufs Brot schmieren kann. Man will vorwärts kommen und hat Bleifugeln an den Füßen! Man möchte auch einmal seinen Hausstand gründen, armes Kind, und muß seinem Magen danken, wenn er sich beherrscht und nicht brüllt, daß das ganze Städtchen aufgehört. Und daneben muß man sich geben, als übe man den Beruf aus lauter Uneigennützigkeit aus.“

Sie suchte ihn zu beschwichtigen: er solle nicht im Mißmut so übertreiben, es werde schon einmal besser werden, und sie könnten ja warten.

Er blickte sie an: „Ja, warten, bis man fünfzig ist. Ich bin jetzt dreiunddreißig...“ Er machte eine Pause, und sie begriff, daß er sagen wollte: „Und du nicht weniger.“ Er fuhr fort: „Dreiunddreißig. Mein Vater wird nächsten Monat siebzig und ich möchte dem wunderlichen Greis doch

noch beweisen, daß er keinen Nichts- und Hunger-leider zum Sohn hat, und ebenso möchte ich es der ganzen biederen Heimatgemeinde beweisen, die es mir nie verzieht, daß ich meinte, für die Stiefmaschine zu gut zu sein. Die lieben Dorfgesossen waren ja vielleicht im Recht! Wärest du nicht gewesen, sie hätten wahrscheinlich die Genugtuung gehabt, mich in ihren geistüberfließenden Alltag zu zwingen.“

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter: „Sprich nicht davon! Du bist so gereizt! Du hast es mit dem Ehrgeiz bekommen.“

Er brauste auf: „Ehrgeiz! Und warum nicht? Den hatte ich immer! Das heißt, ich will nicht mehr gelten, als ich wert bin!“ setzte er stolz hinzu. „Hätte ich mich gleich in einer großen Stadt festgesetzt, ich würde jetzt im Auto von Haus zu Haus rattern und müßte aus einem Tag zwei machen, wollte ich jedem Ruf folgen. Jetzt sitze ich hier und lebe nach dem Rezept der Späßen des Himmels, die weder säen noch ernten und der gedankenlosen Hoffnung sind, doch erhalten zu werden.“

„Es hat dich doch niemand verhindert, dein Glück in der Stadt zu suchen.“

„Doch, das da!“ Er zog sein Geldtäschchen hervor, legte es auf die linke Hand und klatschte mit der Rechten zornig darauf. „Ich weiß ja schon, was du sagen willst! Du hättest mir noch weiter geholfen, aber das konnte ich nicht annehmen.“

„Warum nicht, Albert?“ erwiderte sie.

„Weil ich dich nicht zugrunde richten wollte, weil ich es mir schuldig war, meinen Weg endlich selber zu machen, weil ich doch keine Bettlernatur bin, weil ich doch meinen Stolz habe und ihn lange genug knebeln mußte. Hier konnte ich mich mit verhältnismäßig wenig Geld niederlassen, was in der Stadt nicht möglich gewesen wäre. Es wäre ja auch hier gegangen, wenn der andere nicht gekommen wäre. Kurz, mir war es darum zu tun, einmal auf meinen eigenen Schuhsohlen zu gehen. Begreifst du das nicht?“

„Zu fremden Menschen könntest du so sprechen, aber zu mir?“



Das Wetterhorn bei Grindelwald im Nebeltreiben. — Nach einer Aufnahme von Aug. Rupp.

„Ach, ich weiß, Olga! Du hättest deinen letzten Rappen, ohne dich zu besinnen, hergelegt. Das durfte und wollte ich nicht zugeben.“

„Ich frage wieder: Warum nicht?“

Er faßte sie bei der Hand und nötigte sie auf einen Stuhl nieder. „Mit dieser Güte wirst du es so weit bringen, daß du am Ende deiner Tage nicht einmal in einem Totenhemd wirst ruhen können.“

„Es gibt Schlimmeres.“

Nun gab er es auf. Er setzte sich ihr gegenüber und sagte mit zusammengebißnen Zähnen: „Ich zwinge es hier doch! Der heutige Tag ist vielleicht entscheidend. Im Lindengut, das ist ein altes Landhaus über dem Bahnhof, du hast es vielleicht beachtet, wohnt über den Sommer die Fabrikantenfamilie Ehrensberger. Das heißt die Frau mit ihren Kindern, den Herrn sieht man nur als Sonntagsgast hier. Heute morgen hat eines der Kinder, ein sechsjähriges Mädchen, mit einer Erbse gespielt und sie in die Nase gesteckt, von wo sie in die Luftröhre gelangte. Man lief zum Arzt, natürlich zu dem auf der andern Seite der Gasse. Er kam, sah und wußte sich nicht zu helfen. Nun war ich gut genug. Man ließ mich rufen. Das war vor anderthalb Stunden, jetzt ist das Kind gerettet. Es kommt mir selber fast wie ein Wunder vor. Das wird Aufsehen erregen, mir die Türen in weitem Umkreis öffnen, und der andere wird im Herbst mit den Finken streichen können. So kommt's manchmal auf einen Zufall an.“

(Fortsetzung folgt.)